

**9.12.2019**

Im Jahr 1962 präsentierte die amerikanische Zeitschrift Time Magazine auf einer ihrer Ausgaben das Konterfei eines freundlichen älteren Herrn. Pfeife im Mund. Dicke Brille. Die verdeckte allerdings nicht das ungemein Herzlich-Humorvolle in seinen Augenwinkeln. Der Name des Mannes ist Karl Barth, ein Schweizer Professor und Pfarrer, geboren noch im 19. Jahrhundert, hat er die Kirche, Christen wie Atheisten, ja seine Welt im 20. Jahrhundert in Atem gehalten. Wie kam so jemand auf das Cover des Time Magazine? Mit Worten allein? Dabei waren seine Worte oft Widerworte, heftige Einsprüche gegen den ganzen Wahnsinn, den Barth in der Welt und in seiner Kirche geschehen sah – vom Ersten bis zum Zweiten Weltkrieg, in den osteuropäischen, kommunistischen Diktaturen, im Vietnamkrieg. Seine Schriften über Gott oder über Religionen, über den Kommunismus und über Kultur piekten mehr als einmal wie in Wespennester und brachten Streit. Manches von ihm klang dabei so schlicht und einfach, dass man mindestens zweimal hinhören muss, um den Knaller darin zu entdecken: „Gott ist im Himmel und du auf Erden.“ Lautete etwa so ein radikaler Satz. Gott kann nicht für alles Mögliche, für die Kultur oder die Politik etwa, vereinnahmt werden, meint Barth damit. Es ist fatal, wenn Menschen auf ihre Gedanken, Werke, Überlegungen das Label göttlich oder auch christlich setzen. Wer wisse denn schon, was man mit dem Wort Gott überhaupt sagt? Gott wird klein und banal gemacht für ein bisschen Wohlfühlfrömmigkeit, war Barths Ansage. Eine radikale Ansage, die Gegenwind brachte, von Kollegen, von der Kirche, immer wieder. Nicht selten fühlte Barth sich darum wie ein einsamer Vogel auf dem Dach, wie allein gegen den Wind segelnd. Deswegen hat er aber nicht seinen Humor und seine Menschenliebe verloren. Ich denke, das liegt in seinem tiefen Glauben, der für ihn, wie Barth selbst einmal sagte, mit der Freude anfängt, nicht mit Furcht. Bis zu seinem Tod vor 50 Jahren hat er das immer wieder gesagt: Die Freude vor die Furcht stellen können, weil Gott das rettende Wort für uns Menschen spricht. Und so mit der Freude anfangen, an jedem Morgen, auch heute.

**10.12.2019**

Menschenrechte sind nicht selbstverständlich; auch 71 Jahre nach der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte ist das so. Sie müssen noch immer eingefordert werden von aufrechten, freiheitsliebenden Menschen. In über hundert Ländern riskieren sie dafür Leib und Leben. Auch heute. Die Weltgemeinschaft darf nicht sprachlos bleiben, wenn sie sieht und hört, wie Kritiker in der Türkei, im Iran, in Honkong und in Myanmar dämonisiert und verfolgt werden, nur, weil sie ein menschenwürdiges Leben einfordern. Sie zeigen Stehvermögen gegenüber Bürokraten, Diktatoren und Götzen in Uniform, mit Waffen und Folterinstrumenten in den Händen.

Der evangelische Theologe Karl Barth hat im 20. Jahrhundert eine Unerschrockenheit und Stehvermögen aus seinem christlichen Glauben gezogen. Wer von Gott redet, kann gar nicht anders, als die menschengemachten und verdrehten Machtverhältnisse in dieser Welt zu kritisieren, und zwar überall dort, wo Macht missbraucht wird. Überall dort, wo einige wenige das Meiste der Macht für sich behalten wollen. Barth predigte vor Schweizer Soldaten oder bei bitterarmen Arbeitern ebenso wie bei Studierenden oder Gefängnisinsassen und hatte da stets einen scharf gestellten, kritischen Blick auf die Machtverhältnisse seiner Zeit. Er hatte einen tiefen und wachen Widerwillen gegen Machtspielchen, gegen Methoden und Maßnahmen, die Menschen nur zu Untertanen, zu Drahtpuppen oder Robotern machen, wie er einmal meinte.

Es gibt eine Bitte im Gebet, das Christen das Vater Unser nennen. Eine Bitte gegen alle zweifelhaften Machtbestrebungen. Die Bitte um das Reich Gottes: „Dein Reich komme“. In diesen Wochen warten Christen auf das Kommen Gottes in die Welt. Diese Bitte erhält da eine besondere Kraft. Wenn ich bete: Dein Reich komme, dann setze ich darauf, dass Gott all denen in die Arme fällt, die anderen das Recht auf Meinung, Religion und Freiheit absprechen. Ich bin sicher, Gott findet Wege, auch wenn ich sie heute noch nicht kenne. Barth hat diese Bitte – dein Reich komme – eine „tapfere Bitte“ genannt. Ich werde sie heute beten für all jene mit Stehvermögen, die gerade sehnsüchtig warten, dass Gott auch die letzten Kerkertüren öffnet und Freiheit und Würde bringt für alle, die an verletzten Menschenrechten leiden.

### **11.12.2019**

Seit einigen Jahren stehen am 11. Dezember, am Welttag der Berge, die Berglandschaften unseres Planeten im Zentrum. Das ist heute. Mehrere hundert Male wird in der Bibel von den Bergen geredet. Wer diese Berglandschaften Israels einmal mit eigenen Augen sehen durfte, wird das nicht so schnell vergessen. Unfassbar schön, karg auch an vielen Stellen, majestätisch, ja manchmal regelrecht bedrohlich türmen sie sich vor den Menschen auf. Sie geben auch Schutz oder eignen sich hervorragend, um Städte auf ihnen zu bauen. Jerusalem zum Beispiel. Aber selbst die Berge sind Spielzeug vor Gott, heißt es hier und da in der Bibel.

Als Hiob in der biblischen Geschichte versucht, eine Antwort zu finden auf das Leid, das ihn mit Krankheit und dem Tod seiner Kinder getroffen hatte, bezieht sich Hiob auch auf die Berge. Auch die könne nämlich Gott selbst einfach umstürzen. Tröstlich ist das erst mal nicht, aber Hiob sucht weiter nach Antworten, die ihm weiterleben helfen.

Der evangelische Pfarrer Karl Barth, an dessen Werk und Leben in diesem Jahr mit einem Karl-Barth-Jahr erinnert wurde, war ebenfalls ein Mann der Berge, allerdings der Schweizer Berge. Wahrscheinlich hätte er, was die Kondition anlangt, manch Flachländer in die Tasche gesteckt. Allerdings ist er auch tragisch mit dem Gebirge verbunden: An einem dreieinhalbtausend Meter hohen Berg verlor der fünffache Vater Karl Barth seinen damals nur zwanzigjährigen Sohn Matthias. Nach der Grablegung des eigenen Kindes predigte der Vater Karl selbst über die ihn persönlich tief erschütternde Frage, warum Gott dieses Leiden zulässt. Er beschreibt darin seinen Sohn als Wanderer aus der Ferne in die Ferne. Was Barth aber eigentlich tröstete, war dieser Blick auf Jesus, der gerade nicht im Tod geblieben war. Dieser Auferstandene, gekommen in ein neues Leben, das im Augenblick für uns noch nicht vorstellbar und fassbar ist. Dieser Auferstandene wird wiederkommen. Er wird alles auf seine Weise neu ins Leben holen, was heute und gestern sterben musste. Eine so große Kraft war für Barth diese Aussicht, dass er sagen konnte: Wie gut, dass in Jesus Christus schon alles da ist, was Menschen in solchem Kummer brauchen.

**12.12.2019**

Eine Frage in einem ziemlich berühmten und beliebten Fragebogen lautet: Was schätzen Sie an Ihren Freunden am meisten? Anders gefragt: was macht eine Freundschaft besonders? Zwei Männer haben das in ihren letzten Lebensjahren auf berührende Weise mit ihrer beider späten Freundschaft beantwortet. Der Schweizer Theologe Karl Barth und der Schriftsteller Carl Zuckmayer. 1967 kamen dem hochbetagten Theologen Barth die Lebenserinnerungen des Schriftstellers Zuckmayer in die Hand. Als wär's ein Stück von mir, heißen sie. Darin schildert Zuckmayer seinen künstlerischen Durchbruch in der Weimarer Zeit in Berlin, die Flucht vor den Nazis in den dreißiger Jahren, die Jahre im Exil und die Ankunft in der Schweiz nach dem Krieg. Barth setzte sich nach dem Lesen hin und schrieb einen sehr herzlichen Brief an Carl Zuckmayer. Er, Barth, habe ja auch viele Bücher, dünne und dicke geschrieben, jetzt sei er im Ruhestand, genieße noch seine dauernd im Brand befindliche Pfeife und wüsste die Tage einfach zu schätzen. Und er wolle danken für die tiefe Menschlichkeit, die in dieser Autobiographie immer wieder aufscheint. Zuckmayer antwortet umgehend, dass sich ein Karl Barth ihm nun wirklich nicht vorstellen müsse. Also, man mochte sich.

Zuckmayer schrieb auch den Satz: „Ich gehöre zu denen, für die Gott NICHT tot ist.“ Der Katholik Zuckmayer sprach an, was es für ihn hieß, in der Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges das Versagen der Kirchen erlebt zu haben. Dennoch, sagte er, sei die Güte die stärkste Waffe im Kampf gegen das Böse. Barth war mit ihm darin einig, dass es Menschenpflicht ist, barmherzig auf alles Dunkle und die Misere der Menschen zu schauen. Das hieß für beide nicht, das Böse in dieser Welt unter den Teppich zu kehren.

Der Schriftsteller meinte nach Barths Tod einmal: „Nie hat mich ein lebender Mensch, vielleicht mit Ausnahme von Albert Einstein, so sehr davon überzeugt, und zwar durch sein pures Dasein, dass Gottesglaube vernünftig sei.“ Warum war beiden ihre späte Freundschaft so wertvoll? Es sei schön gewesen, dass es bei grundlegender, tiefer Übereinstimmung immer doch noch etwas gegeben hätte, worin sich beide nicht einig gewesen seien. Solche besonderen Freundschaften wünsche ich uns allen.

**13.12.2019**

Es ist gar nicht lange her, da waren meine Töchter hingerissen von der „Lucia Braut“, die ihren Auftritt alljährlich am 13. Dezember hat. Heute also Lucia-Tag: In einem langen weißen Gewand mit roter Schärpe umgürtet und mit einem grünen Kranz voller Kerzen auf dem Kopf führt Lucia als Lichtbraut vor allem in Ländern wie Schweden oder Norwegen den Festzug an. Klar, so was beeindruckt sechs- und siebenjährige Mädchen, und nicht nur die. Ein traditionelles Lied wird landauf landab an diesem Tag gesungen. Dessen Text geht ungefähr so:

Die Nacht geht mit schwerem Schritt um Hof und Hütte.  
Auf der Erde, welche die Sonne verließ, brüten dunkle Schatten.  
Da betritt unser dunkles Haus mit brennendem Licht  
Lucia, heilige Lichtbringerin.  
Noch ist die Nacht groß und stumm, doch hört es schwingen, in allen dunklen  
Räumen, rauschen wie von Flügeln.  
Seht, auf unserer Diele steht weiß gekleidet mit Licht im Haar, Lucia.

Wahrscheinlich hat dieser Tag nichts mit der Heiligen Lucia zu tun, die auf Sizilien den vom Kaiser eingesperrten Christen Brot und Wasser in die dunklen Verliese gebracht haben soll. Eher damit, dass in alten Kalenderberechnungen an diesem Datum die längste Nacht und der kürzeste Tag begangen wurde. Da war das in dunkle Zimmer hineingetragene Licht ausgesprochen hilfreich. Es konnte neu bestärken in den tristen Wochen der Dunkelheit.

Ich kann gar nicht aufzählen, wo heute sicherlich auch wieder dringend Licht, wärmend und ermutigend, nötig sein wird. Einen hellen, wärmenden Lichtschein für alle, die in der fahlen Beleuchtung der Notaufnahmen, der Behördenflure und der Polizeistationen in den kommenden Stunden warten müssen. Einen klaren Lichtschein auf alle, die viel zu schnell übersehen werden auf den dunklen Straßen in Stadt und Land. Einen wegweisenden Lichtschein für alle, die auf ihrer Suche schier zu verzweifeln drohen. Einen Lichtschein für alle, die meinen, sich kaum noch Licht und Wärme leisten zu können auf ihre alten Tage. Dieser Lichtschein braucht nicht gleich zu funkeln, muss nicht gleich in schönen weißen Gewändern hereingetragen werden. Es genügt ja erst mal, dass auf alle, die im Schatten, in der Dunkelheit stehen, zwei freundliche Augenpaare schauen und es so von einem auf den anderen Moment heller werden lassen.

**14.12.2019**

Andrej Sacharow war Atomphysiker der Sowjetunion. Seine Forschungen trugen zur Entwicklung der sowjetischen Wasserstoffbombe bei. Als ihm klar wurde, wie viele Tote diese Bombe pro Megatonne mit sich bringen würde, wurde er zum Verfechter einer Welt ohne Bomben und Waffen. Menschenrechte, besonders für politische Häftlinge, für Zwangsabgeschobene in psychiatrische Kliniken, für Menschen mit anderer Meinung, das wurde fortan Sacharows Kampffeld. International hat man ihn in Oslo 1975 dafür mit dem Friedensnobelpreis gewürdigt. In Abwesenheit. Denn zu Hause war er mittlerweile Staatsfeind und wurde zuletzt wegen seiner Kritik am Afghanistan-Krieg verbannt in den tiefen Osten der UdSSR, bewacht rund um die Uhr vom KGB und abgeschnitten von der Außenwelt. Erst mit der Perestroika Mitte der achtziger Jahre konnte er nach harten Jahren, die ihn sichtlich gezeichnet hatten, in die Hauptstadt zurück. Gorbatschow selbst rief ihn damals an und erinnert sich, dass Sacharow sofort geantwortet habe: Lassen Sie die politischen Gefangenen zurück in die Freiheit. Zurück in Moskau wurde Sacharow Politiker. So viel Gewaltgeschichte war aufzuarbeiten, so viel war zu erneuern und weiter zu demokratisieren.

Es blieb ihm nicht mehr viel Zeit. Heute vor dreißig Jahren ist Sacharow gestorben. Das schlichte Steingrab des Wissenschaftlers am Stadtrand Moskaus zeigt keinen der Titel und Ehrungen, die er zu Lebzeiten erhalten hatte. Keine Orte sind genannt, an denen er gelebt, geliebt und gelitten hatte. Nichts ist zu lesen von seinen Einsichten über Menschenleben und deren Würde. Nur der schlichte Name, Geburts- und Todesdatum. Wer davor steht und den Weg dieses Mannes vor Augen hat, könnte für einen Augenblick enttäuscht sein. Was bleibt von all der Mühe, fragt man sich. Hatte es tatsächlich Sinn, anzukämpfen, wie er es tat, gegen ein solches Gewalt-System? Ich frage anders: Wie viel ärmer wäre diese Welt ohne solche Menschen wie Sacharow? Ja, ein Störenfried war er in einem System, das Menschlichkeit beschnitt. Störenfried, aber um des Friedens willen, der jedem Menschen versprochen ist. Ich glaube übrigens, dass derjenige, dessen Geburt wir bald feiern, Jesus, dass er ebenfalls ein Störenfried um des Friedens willen war und ist.